

Die Bank

Die Bank stand in einem abgelegenen Teil der Anlage, es war eine einfache Sitzbank, die Bretter waren rissig und vom grünen Anstrich war nicht mehr viel übriggeblieben. Eine ganz gewöhnliche Bank also, eine recht vernachlässigte Bank sogar, man hatte den Eindruck, daß niemand für sie zuständig war, kein Parkwächter, kein städtischer Arbeiter oder sonstwer, niemandem schien sie zu gehören, keinen Menschen interessierte sie.

Halt, das letzte stimmt nicht, Frau Pulz interessierte die Bank, sehr sogar, und Herr Pulz auch, Frau und Herr Pulz waren ein Pensionistenpaar, ältere Leute, Herr Pulz war früher Notenstecher oder etwas ähnliches, ganz sicher weiß ich es nicht. Seit ich sie kenne, verbrachten sie ihre Tage mit Spaziergängen, mit ausgedehnten Spaziergängen. Die beiden waren in jungen Jahren aus Norddeutschland zugewandert und sie hatten sie versucht, die heimatische Mundart zu verkümmern (auch die Lautstärke änderte sich nicht, sie waren auf ihren Spaziergängen weit zu hören). Dennoch kam niemand auf den Gedanken, sie etwa zu verspotten oder nachzalmen, sie hatten trotz aller Eigenart etwas ganz Preiswürdiges, ich möchte fast sagen Respektgebietendes an sich.

Gustav und Susi, sie nannten sich selbst nie anders, Gustav und Susi hatten eines Tages die vergessene Bank entdeckt und zu ihrem Stammplatz erhöht. Das war nicht verwunderlich, denn einmal liebten sie abgelegene Plätze und zum andern hatte man von der Bank aus einen herrlichen Blick auf die Stadt im Tal.

Gustav und Susi genossen diesen Blick und da das rechte Geröllfeld eine lange Sparsame Zeit umfließt, genossen sie ihn immer wieder und wurden nicht müde, über die Häuser zu sprechen, die sich dem Hang entlangzogen, über die Kirchentürme, über die Burg auf der Höhe, den spitzen Aussichtsturm, die braunen Weinberge, über das blankle Band des Flusses, das sich in der Ferne verlor.

Der große Krieg ist die große Zäsur auch in dieser Geschichte. Ich hatte die beiden längst vergessen, ich wollte nicht, wie sie ihn, ob sie ihn überstanden hatten, als kurz vor dem Ende die Feuerlöcher der Zerstörung auch unsere Stadt ergriff und ausbrannte.

Es war im neunzehnhundertvierziger Jahre, — ich war eben erst aus der Gefangenschaft im Heimgekehrte — als ich den beiden wieder begegnete, auf eine seltsame Weise begegnete. Ein Spaziergang hatte mich in jene Anlage geführt, plötzlich fiel mir die abgelegene Bank ein. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich laute Stimmen hörte, je näher ich dem Platze kam. Ja, sie waren es, Susi und Gustav. Susi war noch köstlicher geworden und nahm einen breiten Teil der Bank in Anspruch und Gustav, ja, Gustav hatte schließlich Haare bekommen. Meine Verwunderung wuchs, als ich sie in einer eigenartigen Situation fand. Vor ihnen, kaum drei Meter entfernt, war mit dem Jahren eine dicke, übermannshohe Hecke gewachsen. Sie saßen auf der Bank und sahen — in die Straucher, der Blick ins Tal war ihnen verwehrt.

Ich vernahm ein eigenartiges Gespräch (Ihre Stimmen hatten nichts von ihrer Lautstärke eingebüßt):

„Die Johanniskirche, Gastar, ob sie die nochmal aufbauen?“

Dabei deutete sie in die Hecke.

„Der Turm steht noch, sonst is rich mehr viel von da.“

„Ob die Festung so werden wird, wie sie war?“

„Die Gerüste um die Türme sehen sich gut aus, aber sicher sind sie nötig. Wart' mal ein paar Jahre, Sasi —“

„Ja, Gastar.“ Einrächtig blickten die beiden in Richtung Burg, aber da war ja die Hecke, sie konnten unregelmäßig etwas sehen. Ich wußte nicht, was ich davon halten sollte. Hatten die beiden den Verstand verloren?

„Und die Brücken —“

„Sie arbeiten fleißig an den Brücken, es wird rich mehr lange dauern, so ein Unsinn, ein kompletter Unsinn war das.“

„Es war noch mehr Unsinn, Gastar.“

Sasi seufzte.

„Ob das alles einmal aufgebaut werden wird? Alles? So wie früher, Gastar?“

Der weißhaarige Mann beugte sich zu seiner Frau und nahm ihre Hand.

„Es wird lange, lange dauern. Kommt', für heute haben wir genug gesehen.“

Mühsam erhob sich Sasi und tastete sich am Rand der Bank entlang. Ich trat in den Schatten eines Baumes, als die beiden vorbeijagten. Nun wußte ich es. Sasi war blind geworden in den Jahren.

Und doch war sie schmerz gelächert. So, wie man schmerz wird durch die Liebe eines anderen. Und von der Hecke wußte sie nichts. Vor ihr lag die Stadt im Tal, mit ihrem Häusern und Kirchen und Straßen und Brücken. Mit ihrem Glanz und mit ihrem Schmerz.

Besonders aber mit ihrem Glanz.

Die Pest von Sommerach

Einer alten Sage nach erzählt.

Endreß Seufert, der Führmann von Sommerach, saß am Mitternacht noch vor seinem Führhause am Main und starrte in die dunkle Nacht, lauschend dem Murmeln des Flusses, der trägt dahinfließ und seine Wasser hier und da mit Gewalt an das Boot warf, daß es polternd an das Ufer stieß und den Führmann aus seinen Träumen schreckte.

„Heute wird wohl niemand mehr kommen zum Überfahren“, brummte er leise vor sich hin und schaute nochmal über den Fluß hinweg zum anderen Ufer. Es war niemand zu sehen. Er prüfte noch mal die Verankerung des Bootes und schritt langsam seinem Hause zu. Frau und Kinder, die tagsüber in den Weinbergen gearbeitet hatten, schliefen, müde von der harten Arbeit, längst.

Auch Endreß wollte man in Ruhe den neuen Tag erwarten, als er, ein kalter Schauer rieselte durch den Körper des Alten, plötzlich auf der anderen Seite des Flusses den Sand leinschen hörte und durch die tiefe Einsamkeit der Nacht ein Keuchen vernahm, wie das atemlose Laufen eines zu Tode gehetzten Menschen. Stumm stand Endreß Seufert vor der Türe des Hauses und spähte handtuch in die kühle Nacht. Die Schritte kamen näher und immer näher, und da sah er auf einmal im Scheine des Mondes eine Gestalt am Ufer stehen, die wild gestikulierend ihn mit seinem Boot zum anderen Ufer rief.

„Hol über, hol über!“, rief es immer wieder von neuem mit heiserer Stimme zu ihm herüber. Den Führmann packte der Schrecken. Wie gebannt blieb er stehen. Der Atem stockte ihm in der Brust.

„Hol über, Führmann, hol über!“, rief es noch einmal, doch diesmal war das Rufen weicher und milder gesümm. Es war wie das leise Schluchzen eines Wolfes, das verfolgt und gehetzt, glücklich aus den Händen ihrer Verfolger entrann und sich nun in Sicherheit wußte.

Endreß Seufert war ein guter Mensch. Er hatte ein mitleidiges Herz. Nun hatte er keine Furcht mehr, und schnell entschlossen sprang er an die Fähr, löste das Seil und fuhr über.

Am anderen Ufer stand ein großes, lugeses Weib und wartete, der Überfahrt begehrnd. Gelbschwartz war ihr knochiges Antlitz, das durch ein sonderbares Kopftuch fast verdeckt wurde. Die dunklen Augen starrten gläsern aus ihren Höhlen, das Gewand hing ihr in Fetzen vom Leibe und die langen, mageren Finger klapperten wie düre Buchenstäbchen aneinander. Entsetzt faßte den Führmann beim Anblick dieser Frau, und der Führmann entfal seinen zitternden Händen. Doch schnell vernahm er sich wieder und stieß seinen Schelch glücklich vom Ufer ab. Kein Wort sprachen sie während der Fahrt miteinander, — sie wurde dem Führmann fast zur Ewigkeit. Kein Wort kam von den welken, blutlosen Lippen und nur der heiße Atem kroch ihr wie kräuselnde Flammen aus dem Munde. Am anderen Ufer angelangt, glaubte man Endreß seinen unheimlichen Gast los zu sein, doch das Weib bat ihn, noch ein Viertelstündchen in seiner Wohnung auserhen zu dürfen.